

Interview mit Bernd Stegmann, Koordinator des Masterstudiengangs Zukunftsforschung und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Futur der Freien Universität Berlin.

Das Gespräch führte und verschriftlichte Dagmar Wienke, freie Journalistin.

Eine Kurzfassung ist online seit 7. Dezember mit dem Titel „Studium mit Zukunft“

<http://blog.vodafone.de/lifestyle/studium-mit-zukunft/>

„Im Studium reift das Denken in Alternativen“

An der Freien Universität Berlin gibt es den Masterstudiengang Zukunftsforschung. Bei dem Wort Zukunft poppen sofort Bilder von Science Fiction-Filmen auf mit fliegenden Autos und Reisen zum Mars. Auf jeden Fall ist es aber ein Wort, was nicht greifbar ist, weil die Zukunft noch gar nicht existiert. Dass Zukunftsforschung aber ein sehr praxisbezogenes Wissenschaftsfach ist und ganz konkret Veränderungen in der Gegenwart einleiten kann, erklärt Bernd Stegmann, der seit dem Start des Masterprogramms 2010 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Futur ist. Mit ihm sprachen wir über den Studiengang Zukunftsforschung.

Der Masterstudiengang Zukunftsforschung ist relativ neu. Erst seit 2010 bietet die FU Berlin das Masterstudium an. Verwunderlich ist es schon, dass man Zukunftsforschung bislang nur in Berlin studieren kann.

Bernd Stegmann: Angesichts gegenwärtiger Herausforderungen erstaunt es in der Tat, dass Zukunftsforschung bisher ein Minderheitenprogramm bleibt. Zwar bieten auch andere deutschsprachige Universitäten und Hochschulen in einzelnen Modulen Methoden der Zukunftsforschung an. Als integrierter Studiengang, der wissenschaftstheoretische und forschungsmethodische Grundlagen zur Anwendung auf ein breites Spektrum relevanter Zukunftsfragen in Politik, Wirtschaft und Technik vermittelt, bleibt unser Studiengang einzigartig.

Zukunftsforschung gibt es aber nicht erst seit gestern. Hätte es das Studienfach nicht schon viel früher geben müssen?

Bernd Stegmann: International gesehen ist die Zukunftsforschung seit den sechziger und siebziger Jahren sowohl in den USA, als auch in Südafrika und anderen Ländern als Wissenschaftsdisziplin stärker etabliert. Dort kann man Zukunftsforschung studieren, meistens als Masterstudium. Auch im deutschsprachigen Raum gab es unterschiedliche Versuche in den sechziger Jahren, auch an der FU Berlin, aber damals war es schwieriger, Interdisziplinarität in den Forschungseinrichtungen anzuerkennen. Ein Nachtrauern über verpasste Gelegenheiten hilft uns nicht weiter und 2010 war die Zeit dann einfach reif. Mittlerweile herrscht in der Wissenschaftslandschaft ein breiter Konsens, dass die Folgen unseres Handelns und zukunftsfähige Lösungen für gegenwärtige Herausforderungen nur interdisziplinär erforscht werden können. Außerdem hat sich ein anderes, positiveres Verhältnis von Forschung und Praxis etabliert.

Wieviel Studenten bewerben sich pro Semester?

Bernd Stegmann: Es bewerben sich immer so achtzig bis hundert Leute – ausgenommen im ersten Jahrgang 2010, wo es sehr kurzfristige Bewerbungsfristen gab. Ich glaube, das Studienfach wird zunehmend interessanter. Allerdings können wir kein exponentielles Wachstum verzeichnen. Das liegt auch an der Struktur des weiterbildenden Studiengangs, der sowohl berufspraktische Erfahrungen voraussetzt, als auch einen ersten Hochschulabschluss. Vor allen Dingen aber ist dies ein Vollzeitstudiengang, der aktive Anwesenheit verlangt und nicht so leicht mit Berufstätigkeit zu vereinbaren ist. Das schreckt viele ab. Hinzu kommen die Teilnahmegebühren. Das ist der zweite mögliche Hinderungsgrund, sich zu bewerben.

Nach dem Studium können sich die Studenten geprüfter Zukunftsforscher nennen?

Bernd Stegmann: Die Studenten haben den Abschluss Master of Arts Zukunftsforschung, also einen Universitätsabschluss. Sie sind geprüfte Zukunftsforscher und gehen damit auf den Arbeitsmarkt.

Wie sind die Chancen auf dem Arbeitsmarkt?

Bernd Stegmann: Von den ersten drei Jahrgängen, die abgeschlossen haben, sind ein Großteil tatsächlich in zukunftsforchungsaffinen Bereichen untergekommen, sowohl in Strategieabteilungen von Unternehmen, in Einrichtungen, wo es um Zukunftsforschung oder Trends geht und an Universitäten und Stiftungen. Es sind natürlich keine großen Zahlen, wenn ich von sechzig bis siebzig Personen spreche. Aber ich habe den Eindruck, dass die Praktikumpartner, das gilt sowohl für Forschungseinrichtungen, als auch für Unternehmen, sehr zufrieden mit den Studierenden sind und sich freuen, Studenten für das Praxissemester zu gewinnen. Bei einigen hat sich daran eine Tätigkeit in diesem Unternehmen oder der Einrichtung ergeben. Das sind Kennzeichen, dass eine große Nachfrage in allen Bereichen entsteht oder schon existiert. Das macht uns zuversichtlich.

Wenn sich angehende Studenten bewerben, müssen sie bestimmte Voraussetzungen erfüllen und auch ein Motivationsschreiben anfertigen? Wie wichtig ist das Motivationsschreiben?

Bernd Stegmann: Das Motivationsschreiben ist für uns am Institut Futur ist eigentlich das Wichtigste. Als Zweites nehmen wir die Berufserfahrung in den Blick. Die Noten der Hochschulabschlüsse halten wir für nicht zentral, weil sie aufgrund der unterschiedlichen Abschlüsse nur schwer vergleichbar sind.

Aus welchen Bereichen kommen die Bewerber zu Ihnen?

Bernd Stegmann: Die meisten Studenten kommen aus den Bereichen Psychologie, Politikwissenschaft, Wirtschaftspsychologie, BWL. Insgesamt ist das Spektrum der Bewerber aber sehr breit. Im aktuellen Jahrgang haben wir auch zwei Ingenieure. Das hat mich sehr gefreut.

Es kann sich jeder bewerben, egal was für ein Studium er vorher absolviert hat. So hat Barbara Crespi, mit der wir gesprochen haben (siehe Bericht im Kundenmagazin

featured 2-2015), Romanistik studiert, also Sprachwissenschaft. Das ist ein Fach, wo man denken könnte, das hat gar nichts mit Zukunftsforschung zu tun.

Bernd Stegmann: Ihre Kenntnisse und ihre Beschäftigung in der Linguistik konnte sie in der Masterarbeit mit einbringen. Die Methodik, die sie in ihrer Masterarbeit angewandt hat, das Textmining, hat auch viel mit Sprache zu tun. Ihr Vorwissen konnte sie so neu einbringen. Eine andere Studentin kam aus dem Pflegemanagement. Sie hat sich zusammen mit einem Informatiker selbstständig gemacht und Software für Vorausschauprozesse in der Gesundheitswirtschaft entwickelt. Dafür hat sie ein Stipendium bekommen. Heute ist sie als Dienstleisterin vor allem im Pflege- und Medizinbereich tätig. Prinzipiell gilt: zukunftsorientierte Fragestellungen gibt es in jeder Wissenschaft oder in jedem Einsatzfeld.

Sie sagten eben, sie haben sich gefreut, dass aktuell zwei Ingenieure dabei sind. Gibt es Fachbereiche, wo sie sich wünschen, dass die noch mehr vertreten wären?

Bernd Stegmann: Jede Fachrichtung ist willkommen. Was möglicherweise fehlt, ist eine höhere Anzahl an Teilnehmern, um relevante Fragestellung in größeren Teams oder größere Aufträge als Zukunftsforscher anzunehmen. Das wäre wünschenswert.

Gibt es einen Trend, dass die Nachfrage steigt?

Bernd Stegmann: Ja, das kann ich zwar mit Bewerberzahlen nicht belegen, aber die Herausforderung, die ich angesprochen habe, dass die Wissenschaften stärker miteinander kommunizieren und anwendungsorientiert und interdisziplinär an Problemlösungen für gesellschaftliche und technische Herausforderungen arbeiten, die gibt es mittlerweile.

Wo liegt der Schwerpunkt im Studium?

Bernd Stegmann: Neben der Auseinandersetzung mit eher grundlegenden Fragen wie zum Beispiel: Was können wir über die Zukunft wissen? oder: Welche Problematiken und Dynamiken lassen sich aus gegenwärtigen Gesellschaftsdiagnosen identifizieren? liegt ein Fokus darauf, wie eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit möglichen, wahrscheinlichen und wünschenswerten Zukünften geht und wie sie in unterschiedlichen Einsatzfeldern wirksam werden kann? Es geht es also darum, das konzeptionelle, methodische und analytische Handwerkszeug des Fachs zu vermitteln, damit die Studentinnen und Studenten anknüpfend an ihre fachspezifischen Kenntnisse bereits im Studium Forschungspraxis und Erfahrungen in unterschiedlichen Einsatzfeldern sammeln können. In welchem thematischen Bereich oder Praxisfeld der Einzelne das macht ist stark von individuellen Interessen abhängig. Oft bilden sich Teams, um interdisziplinäre Fragestellungen angehen zu können.

Sie haben das schon angedeutet, dass gesellschaftlich inzwischen ein Umdenken stattgefunden hat. Der Bedarf an einer wissenschaftlichen fundierten Auseinandersetzung mit der Zukunft und den zukünftigen Folgen gegenwärtigen Handelns ist gestiegen. Wie macht sich das bemerkbar?

Bernd Stegmann: Wohin man schaut nimmt zukunftsbezogene Forschung angesichts eines beschleunigten gesellschaftlichen und technologischen Wandels und damit einhergehender Unsicherheiten in universitären und außeruniversitären Forschungseinrichtungen, in

Forschungsabteilungen privatwirtschaftlicher Unternehmen und gesellschaftspolitischen Think Tanks zu. Prominentes Beispiel für die spätestens mit der Studie „Die Grenzen des Wachstums“ des Club of Rome von 1972 verstärkte stattfindende wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Einfluss menschlichen Handelns ist wohl das International Panel on Climate Change, das Entscheidungsträgern und anderen am Klimawandel Interessierten eine objektive Informationsquelle über Klimaänderungen zur Verfügung stellt. Als weitere Beispiele aus Deutschland kann man das Büro für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag nennen, eine selbstständige wissenschaftliche Einrichtung, die seit den 90er Jahren den Deutschen Bundestag und seine Ausschüsse in Fragen des wissenschaftlich-technischen Wandels berät oder die verschiedenen Foresight Prozesse des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, die seit den Nuller Jahren Entscheidungsgrundlagen für die aktuelle Innovations- und Forschungspolitik jenseits der Legislaturperioden liefern.

Wie groß der Bedarf an Zukunftsorientierung ist, zeigt nicht zuletzt die aktuelle Flüchtlingskrise, in der belastbare und verhandelbare Zukunftsbilder und damit verbundene mittel- und langfristige Strategien weitgehend fehlen.

Was kann die Zukunftsforschung in dieser Debatte beitragen?

Bernd Stegmann: Eine wichtige Aufgabe der Zukunftsforschung besteht darin mittel- und langfristige Folgen heutiger Entscheidungen aus unterschiedlichen Perspektiven in den Blick zu nehmen. Möglich wäre in Zusammenarbeit mit der selbst interdisziplinären Migrationsforschung Szenarien zur Zukunft von Migration und Integration in Deutschland zu entwerfen und damit einen breiten gesellschaftlichen Diskurs über mögliche Alternativen und wünschenswerte Veränderungen anzuregen. Ein guter Ort für eine internationale Debatte zu zukünftigen Perspektiven auf Migration wäre zudem auch die von unserem Institutsleiter Professor de Haan initiierte wissenschaftliche Zeitschrift „[European Journal of Futures Research](#)“.

Können Zukunftsforscher dabei helfen, die Welt zu einem besseren Ort zu machen?

Bernd Stegmann: Können ja, aber das könnte prinzipiell jeder.:) Um die Frage zu beantworten, ob wir die Welt zu einem besseren Ort oder gutem Ort machen, dazu muss „besser“ oder „gut“ immer wieder neu definiert werden. Aber auch dazu kann die Zukunftsforschung beitragen, indem sie Veränderungsprozesse mit Daten belegt oder diese wissenschaftlich begleitet oder – am besten partizipativ strukturiert – initiiert. Da sich Zukunftsforschung aber auch mit wünschenswerten Zukünften beschäftigt, ist der Anspruch und die Motivation der Studierenden tatsächlich weit verbreitet, konkret positive Veränderungen möglich zu machen. Sei es, wenn es um die Organisationskultur in Unternehmen geht oder darum, Veränderungsprozesse zu begleiten und auch zu anzustoßen. Der Anspruch zu einer nachhaltigeren Lebens- und Wirtschaftsweise beizutragen lese ich in den Motivationsschreiben, die die angehenden Studenten bei ihrer Bewerbung schreiben müssen, immer wieder heraus.

Ist das der Anspruch, den Zukunftsforschung an sich selber hat?

Bernd Stegmann: Im Sinne einer transformativen Wissenschaft möchte die Zukunftsforschung Veränderungsprozesse in der Gesellschaft mit dem adäquaten Handwerkszeug begleiten. Und zwar in Verbindung mit anderen Wissenschaftsdisziplinen und mit Akteuren der Zivilgesellschaft. Ob wir das ausreichend tun? Da bin ich vorsichtig mit einer Antwort, aber der Anspruch ist da.

Könnte also eine Roadmap oder ein Veränderungsprozess auch negative Auswirkungen auf manche Bereiche im Leben haben?

Bernd Stegmann: Ein Verhalten, was z.B. der Umwelt zu Gute kommt, hat möglicherweise unmittelbar auch einschränkende Rückwirkung auf das eigene Leben, auf unser Wirtschaftssystem oder bestimmte Teile der Gesellschaft. Deshalb ist eine große Fragestellung, die zunehmend auch in der Ökonomie eine Rolle spielt: Gibt es ein „gutes“ Leben ohne wachsende Wirtschaft? Wie kann eine Gesellschaft im Zeitalter des Postwachstums aussehen? Welche Rückwirkungen hat Null- oder Negativwachstum auf unser Wirtschaftssystem, an dem Arbeitsplätze hängen, wo Wohlstand generiert wird, das uns unseren Lebensstandard ermöglicht? Das sind Fragen, die auch einzelne Studierende umtreibt. Auch das ist Zukunftsforschung, die Schlüsselfaktoren auszumachen und zu schauen, welche wechselseitigen Abhängigkeiten bestehen zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und technischen Bereichen.

Das ist eine unglaubliche Komplexität. Da leuchtet es ein, dass es in der Zukunftsforschung von Vorteil oder gar notwendig ist, wenn eine Vielzahl verschiedener Disziplinen zusammenkommt.

Bernd Stegmann: In der Tat, vereinfacht könnte man sagen: Alles hängt mit Allem zusammen.

Gibt es manchmal Probleme bei der interdisziplinären Kommunikation untereinander? Müssen die Studenten erst einmal lernen, sich zu verstehen?

Bernd Stegmann: Ja, (Lacht), das ist auch anstrengend. Wir können nicht garantieren, dass das immer gelingt und dass sich alle immer verstehen. Aber die Teams, die in Gruppen zusammenarbeiten, bleiben zusammen. Da springt keiner ab. Das interdisziplinäre Arbeiten wird von den Studierenden immer als anregend empfunden. Sie setzen sich mit für sie neuen Fragestellungen auseinander und bekommen ein anderes Selbstverständnis.

Bringen die Studenten eine gewisse flexible Art zu denken mit, ist das Voraussetzung oder eignet er sich das im Laufe des Studiums an?

Bernd Stegmann: Wahrscheinlich beides. Es sind ja erwachsene Personen, die sich hier bewerben. Ich sprach vorhin von der Motivation der Studierenden nach Veränderung und dem Wunsch, Zukunft zu gestalten. Diese Neugier, eine gewisse Offenheit, der Wunsch, den Blick über den Tellerrand zu wagen, und mit seiner Forschung an konkreten Herausforderungen arbeiten zu wollen, der liegt bei den Studierenden, den kann man nicht kreieren. Aber im Studium reift das Nachdenken und das Denken in Alternativen. Das bringt

die Zukunftsforschung mit sich, wenn man über zukünftige Möglichkeiten und gegenwärtige Zukunftsbilder nachdenkt.

Das Studium war von Anfang sehr praxisbezogen angelegt. Ist das auch schon eine neue Denkweise, mehr Praxis in die Uni zu bringen?

Bernd Stegmann: Wenn man sich mit zukunftsorientierten Fragen auseinandersetzt, so setzt das eine wissenschaftliche Beschäftigung mit konkreter Zukunftsgestaltung nach sich, und umgekehrt. Es liegt also in der Natur der Sache und Praxisbezogenheit der Wissenschaft war bei der Gründung von daher schon so angedacht. Erleichtert wurde das dadurch, dass bei der Gründung Partner aus unterschiedlichen Praxis- und Wissenschaftsfeldern mit dabei waren. Zudem kommt das Lehrpersonal, neben Personen der Freien Universität, aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Institutionen und Unternehmen, die auch anwendungsorientiert dort arbeiten und die sich mit Aspekten der Zukunftsforschung, Beratung und Planung befassen. Auch wenn es schon zum Profil der Freien Universität Berlin gehört, dass Wissens- und Technologietransfer und anwendungsbezogener und praxisnaher wissenschaftlicher Arbeit große Bedeutung beigemessen wird können mit den Absolventen neue Impulse in der Universitäts- und Wissenschaftslandschaft entstehen.

Das ist jetzt der vierte Jahrgang, der abschließt. Hat sich der Aufbau des Studiums bewährt oder haben sie kleine Änderung vorgenommen?

Bernd Stegmann: Wir haben eine kleine Korrektur zum Start 2013 vorgenommen. Wir haben im Curriculum Module eingebaut um die Möglichkeit zu geben, sich zu spezialisieren. Die Studierenden können jetzt zwischen Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und Technik wählen. Manche wählen auch mehrere Module.

Wie stehen die Chancen, dass Sie ihr Ziel, eine höhere Anzahl an Studenten erreichen?

Bernd Stegmann: Die Zukunft ist ja ungewiss. (lacht). Auch hier gilt das Denken in Alternativen. Wir arbeiten daran und hoffen, dass es eine Zukunft der Zukunftsforschung an der internationalen Netzwerkuniversität Freie Universität Berlin geben wird.

Und was wünschen Sie sich von der Zukunft?

Bernd Stegmann: Unser Wunsch ist, Zukunftsforschung an der Freien Universität Berlin auszubauen und das Fach als konsekutiven Masterstudiengang zu etablieren. Das Studium würde so gestrickt sein, dass unterschiedliche Fachbereiche wie z.B. Wirtschaftswissenschaften, Erziehungswissenschaften und Informatik etc. diesen Studiengang interdisziplinär anbieten. Er würde dann nicht notwendigerweise Berufserfahrung voraussetzen und könnte stärker von den eigenen Strukturen der Freien Universität und der dort vorhandenen wissenschaftlichen Expertisen getragen werden. Damit wäre Zukunftsforschung offener und würde der wachsenden Nachfrage gerecht werden, die schon jetzt vorhanden ist. Da der Leitspruch der Freien Universität, „Zukunft von Anfang an“ ist, hoffe ich, dass unser Wunsch in Erfüllung geht.